

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1915

59 (6.2.1915) 2. Blatt

Aus Briefen eines Feldgeistlichen.

(Nr. 977.) Aus Nordfrankreich (im November) schreibt ein badischer Feldgeistlicher:

Den Samstag Mittag benötigte ich immer, zu Pferd in den nahen Ortshäusern herumzureiten, um möglichst viele Soldaten beim Sonntagsgottesdienst in Billy zu haben. Überall wurde die Einladung freudig aufgenommen. Am Samstag abend und Sonntag morgen war Beichte, beim Hauptgottesdienst jeweils Predigt, Singmesse und Segen und nachher gingen wir jedesmal in Prozession zu den Massengräbern der Soldaten um da Segen und Gebet zu sprechen. Das machte den Soldaten viel Freude. In dieser Zeit bekamen wir ins Lazarett starken Zugang, weil das Lazarett in Salambé aufgelöst werden mußte, da der Ort beschossen wurde; gleichzeitig fanden heftige französische und englische Angriffe statt. Da gab's zu tun. Nicht bloß Sterbefälle kamen und beerdigt ist da die Aufgabe des Priesters im Lazarett; seine Arbeit ist viel weitreichender. So lag den Kranken vor, betete mit ihnen, tröstete und ermunterte sie, hielt ihnen offiziellen Gottesdienst mit Predigt, Gebet und Segen im Krankenfaal, verteilte ihnen Lebensmittel, trug ihnen Karten und Briefe, half ihnen beim Essen, richtete ihnen ihr Bett zurecht usw. War das a. B. eine Freude für einen Kranken, wenn ihm der Herr Pfarrer beim Essen half; das schmeckte dann viel besser. Am Tag vor Allerheiligen war in Billy und im nahen Verclan großer Beichttag für die Hälfte eines westfälischen Artillerie-Regiments, für einen Teil des Artillerie-Regiments... der Jäger und zwei Kolonnen. Das war eine Arbeit — ganz allein. Am Allerheiligen morgen um 1/2 6 Uhr war wieder Beichte, dann Frühmesse mit Kommunion. Da hätten die zu Hause einmal die Andacht mit den wackeren Soldaten sehen sollen! Dann nahm ich mein Pferd und ritt mit dem Allerheiligsten ins nächste Dorf, um Verwandten die hl. Festtagskommunion zu bringen. Ein herrlicher Morgenritt! Die aufgehende, blutrote Sonne war gleichzeitig die begleitende ewige Lampe des hochwürdigsten Gottes. Beim Hauptgottesdienst spielte ein Artillerie-Hauptmann die Orgel und 6 Soldaten dienten als Ministranten bei der feierlichen Segensmesse. Auf Erfragen einiger Offiziere hielt ich dann noch eine kurze französische Predigt und man merkte es gut, wie sehr vortrefflich die deutschen Soldaten auf die Predigten machten. Eine solche Pflege des Gottesdienstes, Gesanges und Gebetes hatten sie von den „Barbaren“ doch nicht erwartet. Nach dem Gottesdienst hielten wir eine Prozession auf dem Friedhof, um für unsere toten Kameraden zu beten. Mittags war wieder Beichte und am andern Morgen.

Worte in den ersten Heiligen Gottesdienst zu halten ist in diesem Kriege erlitten unendlich, zweitens verboten — wegen der totalen Gefahr. Im Krieg von 1870 war es anders; da war es a. B. leicht möglich, um 2 Uhr Gottesdienst, um 3 Uhr Angriff anzufangen. In diesem Kriege greift man eben immer an oder wird immer angegriffen. Da gibt es keine Ruhepausen. Dann muß man den Gottesdienst stets in gedecktem Raum halten — wegen der Flieger, die auf Menschenansammlungen gerne Bomben werfen. Zuerst muß man aber einen solchen Raum haben und das geht nur in Ruhestellen oder in der Nähe von Ruhestellen. Sobald ein Truppenteil in Ruhestellung kommt für ein oder zwei Tage, hat er auch Gelegenheit zum Gottesdienst, zur Beichte usw. Ich schreibe dies, um die Angehörigen in dieser Hinsicht zu beruhigen. Der Soldat soll sich aus der Beichte, die er in Ruhestellen ablegte, sein sauberes Herz bewahren und das Gebet und den Rosenkranz nicht vergeßen, dann genügt das, bis er bald wieder eigentlichen Gottesdienst hat.

An Allerheiligen war um 8 Uhr Seelenpredigt, Singmesse mit 24 Kommunionen und Gräberbesuch. Alle waren zufrieden. Zu den schönsten Erinnerungen in dieser Zeit gehört mir aber sicher der 1. Freitag im November. Ich hatte die Kirche illa-

minierte, besonders den Herz-Jesu-Altar. Die Soldaten hatten sehr zahlreich gebeichtet und als sie morgens dann in die beleuchtete Kirche kamen, welche Freude strahlte aus ihren Gesichtern. Die Herz-Jesu-Predigt diente zur Vorbereitung auf die hl. Kommunion und löste in den Männerherzen als Eidsschwur das Schlußwort aus: „Darum geloben wir aufs neue Jesu Herz Dir ewige Treue!“ Und als die circa 500 am Ende der Segensmesse das Lied mit hinreißender Begeisterung sangen: „Jesu Dir leb' ich“, da merkte man: es kommt von Herzen. Wie leicht mag es diesen Braven gewesen sein, noch am selbigen Mittag in den Kampf hinaus zu gehen. Wenige Tage darauf mußte ich die Kirche räumen. Die nahen Ortshäuser wurden beschossen, so kam die Sanitätskompanie nach Billy und belegte die Kirche als Lagerplatz für Verwundete. Um in der harten Arbeit der Kriegszeit die Stille und den Trost der hl. Messe nicht entbehren zu müssen, um für die Sterbenden das Allerheiligste Sakrament zu haben, richtete ich im Pfarrhaus eine kleine, aber schöne Privatkapelle ein, wo ich täglich die hl. Messe feierte. Diese kleine Kapelle fand bald viele Freunde. Besonders waren es Offiziere, die da gerne und ungehindert der hl. Messe bewohnten und die hl. Sakramente empfingen. Aber auch die Mannschaften liebten das Plätzchen und suchten es zu einer guten Lebensbeichte gerne auf. Ein stilles Plätzchen brachte im Stillen viel Segen! So ging in Billy Tag um Tag vorbei. Wir sind da heimliche Ehrenbürger geworden. Jeder Tag hatte die gleiche Ordnung wie der andere: Morgens nach der hl. Messe Krankenbesuche im Lazarett und dessen Umkleikabinen zu Billy und dann in Verclan, nach Tisch besuchte ich zu Pferd die nahen Truppen, hielt schnell eine Predigt, die Beichtenden nahm ich in ein nahes Haus, fast jeden Abend war Verbeidung und dann nochmal Krankenbesuche.

Es war unser gemeinsames Bestreben, gegen die armen Einwohner, die tatsächlich elend daran und Opfer des Krieges sind, möglichst gut zu sein; sie waren ja auch gut und freundlich mit uns. Wir wollten auch das Vaterland einen Dienst erweisen und zeigen, daß die Deutschen keine Barbaren seien. Die Ärzte halfen den Kranken, ich verlor die Sterbenden und beerdigte sie, deutsche Soldaten ließen Pferde und „Reichswagen“; ich hörte Beichten und taufte Kinder, bei deren Geburt unsere Ärzte beihilft waren. Drei kräftige Knaben erhielten den Namen Benno — auf Wunsch der Mutter — die Mädchen (3 an der Zahl) erhielten den Namen der Gattin des Taufpaten. Der Taufpate war einer unserer Ärzte, die Patin war die Lehrerin oder eine reiche Dame. Kriegserinnerung! So vergingen die Tage von Billy. Wir hatten uns im Ort und in der ganzen Umgebung so eingewöhnt, daß wir gar nicht mehr an Abbrüche dachten, sondern uns schon winterlich einrichteten und hofften, da Weihnachten zu feiern. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Ich hatte noch Befehl bekommen, sämtliche Truppen in La Bassée und Salambé selbständig und ganz zu befehlen, was mir riesige Freude machte. Ich hielt einmal in La Bassée eine Verbeidung und einen großen Gottesdienst für vier Regimenter. Die Kirche — schön und groß — ist ein gewaltiger Trümmerhaufen; ich hielt den Gottesdienst im Malzraum einer großen Brauerei. Als ich die gewaltige Soldatenmenge vor mir sah, da stieg mir die Begeisterung und ich glaube, im Frieden nie so aufmerksame Zuhörer gehabt zu haben, wie damals im Malzraum der Brauerei, wo ich über den Geist des christlichen Soldaten sprach. Nach der Predigt betete ich das Neue Gebet vor, da lagen sie auf ihren Knien und schlugen andächtig an die Brust, als ich gemeinsam die Rosprechung erteilte. Eine solche ergreifende Szene vergißt man nicht mehr. Die angesagte Beichte konnte ich nicht mehr abnehmen, denn es kam der Abbruchbefehl von Billy. Nachdem wir in Billy circa 1200 Verwundete verjagt und 55 Tote beerdigt hatten, zogen wir am Sonntag, den 6. Dezember, mit Mundharmonika-Musik und Schellenbaum aus Billy fort, die Wagen der Kolonne schon je mit einem Christbaum geschmückt.

Wer gearbeitet hat, darf auch ruhen; deshalb brachte uns der Befehl in die Ruhestellung nach Nogelle-Godault, einem größeren Ort mitten im Kohlenbezirk. Die Einwohner, obwohl mit Einquartierung schon überlastet, waren auffallend freundlich und boten gleich Mittagessen an, taten uns überhaupt, was sie nur konnten. Die Quartiere waren sehr gut; das Kasino richtete wir mit großer Mühe in einem großen Schloß ein. Da gab es nun wieder „Kolonnenarbeit“. Sofort lud ich alle anwesenden Kolonnen zum Gottesdienst ein, ordnete für alle Beichte und Kommunion an; am Sonntag waren zwei hl. Messen, weil so viele Wachen ausgestellt und Pfarrangehörige da waren. Die Kolonnen in den Nachbarorten erhielten ihren regelmäßigen Gottesdienst mit Sakramentenempfang, so war in Nogelle, Dourges und Courcelles regelmäßiger Militärgottesdienst. Wie waren die Leute so froh und dankbar! Der Ortspfarrer in Nogelle war drei Tage nach unserer Ankunft gestorben und so stand die Kirche uns ohne Einschränkung zur Verfügung.

Die Ruhestellung wurde nun eifrig zur Vorbereitung auf Weihnachten benützt.

Vom Krieg.

Wie weit schießen die Deutschen?

Die Times hat ihren Lesern jüngst eine recht unangenehme Nachricht vorgelegt: die Deutschen haben ein neues Schiffsgechütz, so berichtet sie, das drei Meilen weiter schießt, als die beste englische Kanone, und dessen Geschöß eine noch größere Wirkung habe, als die berühmten 42 Zentimeter-Mörser. Was ist an dieser Mitteilung wahr? Diese Frage wirft in den Artilleristischen Monatsheften ein Fachmann auf. Zunächst, welches ist das beste englische Geschöß? Nach dem Taschenbuche der Kriegsschiffe 1914 muß die 38,1 Zentimeter-Schiffskanone (L/45) gemeint sein, deren Geschöß 885 Kilo wiegt und eine Anfangsgeschwindigkeit von 760 Metern hat. Tatsächlich hat Krupp, wie bekannt ist, ein 40,64 Zentimeter-Schiffsgechütz (L/50) hergestellt, dessen Geschöß 920 Kilo wiegt und eine Anfangsgeschwindigkeit von 940 Metern hat. Die Mündungswinkel dieses Geschößes ist um 58 v. S. größer, als die der englischen Schiffskanone, und daher flingt die Angabe der Times, das Geschöß könne 5 Kilometer weiter fliegen, durchaus glaublich. Wie weit dies Geschöß schießen kann, darüber liegen keine Angaben vor, allein man kann durch den Vergleich mit anderen bekannten Schußleistungen zu einer ziemlich sicheren Schätzung kommen. Der weiteste Kanonenschuß, dessen Fluglänge wirklich gemessen ist, ist vor 23 Jahren, am 28. April 1892 in Gegenwart des Kaisers abgefeuert worden. Es handelte sich dabei um ein Kruppisches 24 Zentimeter-Geschöß (L/40), das 20,266 Kilometer weit schoß. Die Anfangsgeschwindigkeit des Geschößes dürfte dabei schwerlich 800 Meter betragen haben. Demnach darf die Schußweite, die die Kruppische 40,64 Zentimeter-Kanone erreicht, wenn man beim Schuß mit einer Erhöhung von 30 Grad rechnet, auf 42 Kilometer geschätzt werden. Was bedeutet das? Man macht es sich am besten an einer Strecke klar, von deren Ueberhöhung in den ersten Kriegsmomenten oft die Rede war. Kann man über den Kanal schießen? Das ist gefragt. Wenn man eine Schußleistung von 42 Zentimeter annimmt, ist diese Frage zu bejahen: an der schmälsten Stelle ist der Kanal etwa 33 Kilometer breit; feuert man von Calais aus nach Dover, so wird nicht nur die englische Kanalküste durch das Geschöß beherzigt, sondern noch ein Stücklein des englischen Festlandes von 9 Kilometer Breite. (Nr. 952.)

Spende der Deutschen in Montevideo.

Berlin, 5. Febr. (W.L.B. Nicht amtlich.) (Hunderttausend Mark-Spende für das rote Kreuz aus Montevideo.) Zu den bisher dem Zentralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz aus Südamerika überwiesenen ansehnlichen

Spenden ist jetzt eine besonders große Zuwendung aus Montevideo hinzugekommen. Der dortige deutsch-österreichische Hilfsverein überwies heute dem Zentralkomitee einen Betrag von hunderttausend Mark. Wir erblicken in dieser opferwilligen Hilfsbereitschaft der Deutschen in Südamerika ein neues Zeichen der Vaterlandsliebe, die auch im fernen Auslande alle deutschen Herzen unentwegt erfüllt.

Die siegreichen Kämpfe in den Karpaten.

Einem Artikel der Wiener Reichspost darüber entnehmen wir:

Mit einer Zähigkeit und mit einem Seldennutze, die ihresgleichen suchen, haben unsere herrlichen Truppen um die Karpaten und Rässe in den Karpaten wie nicht minder im nördlichen und südlichen Vorlande dieses Gebirges gerungen. Dreimal hat der Feind mit einer bedeutenden, sich immer wieder erneuernden Uebermacht versucht, jener Gebirgsgegenden Herr zu werden und die Ebenen des ungarischen Tieflandes zu gewinnen. Dreimal aber wurde er nach scheinbaren Anfangserfolgen wieder zum Rückzug gezwungen. Und dies geschah von verhältnismäßig schwachen Kräften; die Operationen in den Karpaten trugen ja bis her den Charakter von Nebenoperationen und spielten sich in einer größeren oder geringeren Entfernung von den Hauptkampfscenen ab. Die Truppen auf den letzteren mußten möglichst stark gehalten werden und so war es nicht zu umgehen, daß man die Verteidigung des Gebirgswalles an Zahl nur untergeordneten Kräften übertrug. Doch diese nichtsdestoweniger ihre Aufgaben in so herrlicher Weise erfüllt haben, bildet ein unvergänglich Ruhmesblatt der Kriegsgeschichte des österreichisch-ungarischen Heeres und kann würdig zur Seite gestellt werden jenen Gebirgskämpfen, in denen, wie es a. B. 1809 die Tiroler taten, ein kühnes Volksgewalt heroisch den angestammten Boden gegen einen übermächtigen Eindringling verteidigt und durch die es sich für immerwährende Zeiten einen ruhmvollen Platz in der Geschichte erworben hat.

Die Aufgaben waren schwer, unsere Truppen aber haben sie glänzend bezwungen. In mehrtägigen Kämpfen wurde der Feind trotz seiner Hartnäckigkeit und trotz seiner herangeführten Verstärkungen aus einer Stellung nach der andern herausgejagt, und so zeitigten die Karpateneinfälle der Russen kein anderes Resultat, als die Vernehmung der Zahl ihrer Kriegsgesangenen um mehrere Zehntausende sowie ein eben solches Ansteigen ihrer Verlustliste.

Des Wiener Bürgermeisters Besuch bei den Truppen.

Wien, 3. Febr. (Reichspost.) Bürgermeister Dr. Weiskirchner, der sich bekanntlich Freitag abend nach dem nördlichen Kriegsschauplatz begeben hatte, ist heute wieder in Wien eingetroffen. Er äußerte sich gegenüber seiner Umgebung in Ausdrücken der höchsten Befriedigung über das Gesehene und zeigte sich noch ganz erfüllt von der Freude, bei seinen Wienern im Felde gewesen zu sein. Stürmische Begrüßungen waren dort dem Bürgermeister zuteil geworden. Der Bürgermeister, der beim Armeekommandanten General der Inf. Dank, dem Kommandanten des 2. Armeekorps Freiherrn v. Kirchbach und dem Kommandanten der 25. Infanterietruppendivision Herrn FML. Erzherzog Peter Ferdinand vorgeföhren hatte, sowie mit zahlreichen sonstigen Kommandanten in Verbindung getreten war und die Wiener Truppen in ihren vordersten Stellungen besichtigt hatte, äußerte sich über seine Eindrücke in Worten höchster Befriedigung. Die Einrichtungen und das tadellose Funktionieren des komplizierten Etappen dienstes erregten seine volle Bewunderung. Er fand die Truppen in ausgezeichnetester Verfassung und bester Stimmung. Sie haben die Mühsale und Strapazen des langen Krieges

Die Nachtbuben.

Eine Geschichte aus dem Bregenzertal von Franz Wichmann.

(Nachdr. verboten.)

Ein liebliches Idyll vor dem feierlich-ernsten Hintergrund des Hochgebirges, breitet sich der Bregenzertal mit seinen grünen Hügel und wasserdurchtränkten Tälern vom österreichischen Bodensee über bis zum bayerischen Allgäu hinüber. Der dicke Wald, der einst seine Höhen mit dichter Wildheit umkleidete, hat sich nur im Osten des traumlich anheimelnden Berglandes noch in festeren, zusammenhängenden Massen erhalten. Dort, wo das wilde Bergwasser sich in schäumenden Wirbeln zur Krage hinabstürzt, liegen in einer Erweiterung der Talsohle, durch einen grünen, oben von Wald gekrönten Hügel getrennt, die stillen Bergdörfer Feuerbrunn und Wildegg.

Das erdige bettet sich noch in von idyllischen Waldstreifen umrandetes, frisches Wiesengrün, auf das von den sonnigen Hängen zerstreute Alpbitten niedergelassen. Wenn man aber den Feuerbrunn und den zwischenliegenden Hügel überschreitet, so tritt an Stelle des lieblichen Vorlandes plötzlich eine ernste, gewaltige Naturgenie, die das majestätische Hochgebirge in nächster Nähe zeigt. Ueber den maligen Firnschloß blickt hier der pyramidenförmige, jah abfallende Feuerbrunn herüber, zur Rechten bauen sich die schroffen Langenwände auf, und neben dem Farnschloß tritt frei aus tannensaurem Gängen der füllige Gipfel des Gehrenhorns hervor.

Heute freilich sah man nicht viel von dieser gewaltigen Umrahmung. Am Morgen, zurzeit des

Sonnenaufgangs, hatte es noch kurz mit grellem Lichte aufgehellt und eine purpurne Feuerzunge, aus schwarzen Wolken brechend, war über die schauerlich wilden Berggestalten im Osten gestutet, deren blendende Schneegipfel gepenitlich in fahlem Glanze leuchteten. Dann aber hatte ein grauer Wolkenschleier sich über die zerklüfteten Felsmauern der Langenwände niedergesenkt, die Bergriesen bis an ihren Fuß in mogende Nebel hüllend, und an die Stelle der eben noch so heiteren, farbenbunten war ein trübe, lichtlose, von dumpfer, lastender Schwüle erfüllte Welt getreten.

Der Druck der nahen Wetterkatastrophe, der über der Erde brütete, schien sich auch den Bewohnern des einsamen Tales mitgeteilt zu haben. Gleich dunklen Wolken ballten sich hier und da in den Dorfgassen grollende, raunende Gassen zusammen.

„Neu wollen sie alles machen,“ rang es aus einer der Gruppen.

„Wird aber mir schlechter werden!“

„Weil sie alles besser wissen wollen!“ höhnte ein anderer.

„Ist doch seit Menschengedenken so gewesen und jeder war damit zufrieden!“

„Aber wenn ein Jahrhundert zu Ende geht, haben's die großen Herren allemal wichtig und keine Ruh nicht mehr! Da müssen's neue Pläne machen anlegen! Als ob nicht jeder selbst wüßte, was ihm gehört!“

„Das ganze Land auf und ab revidieren sie!“

„Natürlich, wollen wieder einmal die Grundsteuerlisten regeln, ob nicht ein bißel mehr dabei herauskommt.“

„Mußt alleweil Käsem machen wie die Nachtbuben, Sepp,“ verwies den Schreier tadelnd der

olte, graubärtige Urban Peter. „Wenn kein anderer sich mit Dir raufen will, meinst wohl, Du mußt es mit der Obrigkeit tun!“

Dominikus Rau, der einzige Sohn des Starzhofbauern, war inzwischen laufend in nächster Nähe des Hauses stehen geblieben. Aber er hatte nur die ersten Worte vernommen, und eine Weile trieb vor sich hinstehend, wiederholte er plötzlich halblaut für sich:

„Neu wollen sie alles machen!“

Und plötzlich richtete der schmutze Bursche, der für den schönsten in Feuerbrunn galt, mit einer Art von siegesicherer Entschlossenheit sich hoch empor. Seine kraftvolle, geschnittenen Gestalt rechte sich und ein fester Wille schien alle Muskeln des elastischen Körpers zu straffen. Wenn alles neu wurde, sollte es nur mit ihm beim alten bleiben? Und war es zu früh dazu? Gar mancher Bursche hatte in noch jüngeren Jahren ein Weib genommen — und sobald er eine Frau heimführte, war der alternde Vater jeden Tag bereit, ihm den Hof zu übergeben.

Ja, er mußte Klarheit haben, ob Candida ihn liebte. So ging es nicht weiter. Dieses Schwanken und Zögeln war etwas, das seine starke Natur angriff wie ein körperlicher Schmerz. Und war es denn nicht lächerlich, daß er zweifelte? Ihr Herz war doch frei — das wußte er; denn sie war unfähig, sich zu verstellen —, sein eigener Vater hatte nichts dagegen einzuwenden, und der Hirschengrundbauer, der des Starzhofers alter Freund und Kriegskamerad war, gewiß am wenigsten. Was also konnte ihn hindern, auszusprechen, was er seit Monaten fühlte?

Er tat einige Schritte die Gasse hinab, und da plötzlich ein frischer Luftzug in die grauen Nebel-

wolken fuhr, nahm er aufatmend den Füllhut ab, dessen breites Band eine glänzende Silberfahle zierte, und strich sich mit der Hand das schwarze Kraushaar aus der Stirn. Er hatte es nicht nötig, in einen Spiegel zu blicken; die Augen der heiratungsfähigen Schmelgen (Mädchen) in Feuerbrunn und Wildegg waren ja alle ihm zu rück; er brauchte nur die Hand auszustrecken, um sich das reichste und schönste Mädchen zu greifen. Und doch war Candida Gmeiner weder das eine noch das andere.

Ob ihn eben das zu ihr hingog? Es war nicht zu leugnen: die fauberen Dirnen hatten ihn verwöhnt, er hatte mit allen geschäftert und doch bei keiner ernst gemacht. Und selbst die Männer, die Burschen, auch die Nachtbuben, die sich im Dorfe nicht des besten Rufes erfreuten, suchten seine Freundschaft. So war er stolz und eingebildet geworden, hielt sich für unüberstehlich — und wie die anderen mit verführten Mädchen sich ihm antrug, wurde er von einer geheimnisvollen Naturgewalt, die die Gesetze zu binden trachtet, gerade zu ihr hingezogen. Wenn er in die Klaren, kühlen, prüfenden Augen Candidas sah, überflügelte ihn, den Unüberstehlichen, jedesmal eine seltsame Scheu, die große Frage zu tun, die sein Schicksal entscheiden sollte.

Am Ausgang des Dorfes, wo der Weg sich gegen den Fuß des Hügel senkte, blieb er noch einmal stehen, strich glättend mit der Hand über seine kurze Samthacke, ebnete die Falten in den schwarzledernen Kniehosen und entfernte einen Schmutzflack aus dem dunkelblauen Strumpf. Die Eitelkeit des Burschen duldet es nicht, daß an seinem Anzug irgend etwas in Unordnung war.

(Fortsetzung folgt.)

